

## **Die ersten Tage nach dem Anschluss**

Die bösen Träume vergangener Nächte schienen nun Wirklichkeit geworden zu sein. Meine Familie war von einem Gefühl beseelt, das sich wohl nur wenige vorstellen können: Nämlich nur die, welche zum zweiten Mal vor demselben Feind flüchten mussten. Die Schreckensbilder, die wir aus Hitler-Deutschland in Erinnerung hatten, zogen vor unseren Augen vorbei: Die lärmenden Tritte der SA-Kolonnen mit ihren mörderischen Gesichtern, die so von Sturmriemen umzäumt waren, wie ein wildes Tier von einem Käfig umgeben ist. Die unappetitliche braune Farbe, die ich im Geiste vor mir sah, wollte mir das Augenlicht rauben. Ich hörte wieder mit brüllender Stimme das „Juda verrecke im eigenen Drecke“ (der Deutsche liebt den schönen Reim). Ich sah vor mir die berüchtigten Schlachthöfe in Elbing, wo Menschen geschlagen, gepeinigt, gepeitscht, gefoltert und gemordet wurden. In Erinnerung kam mir der 1. April 1933, der Tag des Boykotts, an dem alle jüdischen Geschäfte beklebt und bemalt worden waren. Ich sah in meiner Phantasie die zwei SA-Posten, die „Dienst“ machten und die Leute, die in jüdische Geschäfte gehen wollten, mit Stockhieben traktierten. Ich dachte an jene schweren Tage und Nächte, an denen Juden, aber auch Christen, die auf der „schwarzen Liste“ standen, abgeholt wurden, um meist nie wieder zurückzukehren.

Ich hörte in meiner Phantasie die Stimme eines Bekannten unserer Familie, Herrn Samuel X., der sich noch lebend aus dem Schlachthof retten konnte und uns ein wenig über diese wahrhaft deutsche Institution erzählte:

Es war im März 1933. Das genaue Datum habe ich nicht

mehr in Erinnerung. Ich war bei meinem Geschäftskollegen Wagner, der polnischer Bürger ist, zum Abendbrot eingeladen. Gegen elf Uhr nachts hörten wir, dass ein Lastwagen vor dem Hause anhielt. Wenige Sekunden später erschreckten uns Stiefeltritte an der Wohnungstür. Als mein Freund öffnete, standen sechs mörderische Gesichter vor ihm, die ihn nach seinem Namen fragten und ihn dann ins Auto hinunter schleppten. Mich hatte man wohl auch gesehen, doch wurde ich verschont. (Herr Samuel ist ein Krüppel. 40 Jahre alt, mit verunstalteten Händen und Füßen.) Ich wusste erst nicht recht, ob ich zu mir nach Hause gehen oder in dieser Wohnung bleiben sollte. Endlich entschloss ich mich für das Letztere, da man bei diesem Juden schon „reingemacht“ hatte. Es war kaum eine Viertelstunde verflossen, als man wieder an der Tür pumperte. Jetzt wurde auch ich abgeführt. Die Nazi-  
lausbuben, die mit mir im Auto saßen, sagten, dass das meine letzte Fahrt sei. Sie verspotteten mich wegen meiner Gestalt und begleiteten ihr „Saujud“ mit heftigen Schlägen auf meinen Kopf und Rücken. Das Bild, das sich mir beim Betreten des Marterkellers am Äußeren Mühlendamm darbot, war wie folgt: In dem Raume, dessen Wände von Blut ganz rot waren, befanden sich ungefähr 30 SA-Männer, die alle vollauf beschäftigt waren. In einem angrenzenden Zimmer lagen acht bis zehn bewusstlose Juden, alle von Blut überströmt. Zugleich mit mir waren zehn andere Leidensgenossen neu angekommen. Wir mussten uns sofort mit dem Gesicht zur Wand stellen, worauf man uns auf den „baldigen Tod durch Erschießen“ vorbereitete. „So leicht sollen die Saujuden aber nicht sterben“, schrie der Räuberhauptmann. „Zuerst sollen sie ein-

mal unsere Fäuste kennenlernen.“ Sechzehn- bis siebzehnjährige Lümmel schickten sich nun an, mit Stahlruten auf unsere Hände, Füße und Köpfe loszuschlagen. Schrie jemand, so bekam er das Schlageisen ins Gesicht. Das ging nun so lange, bis man zusammenbrach, worauf man in das danebenliegende Zimmer geworfen wurde. Danach kam der nächste Schub. Als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich in einem großen Zimmer des Polizeipräsidiums am Friedrich Wilhelmsplatz. Wir Überlebenden befanden uns nun in „Schutzhaft“, wo wir bis zum Verheilen unserer Wunden „geschützt“ wurden. Diese Überfälle häuften sich nun von Tag zu Tag, und von den 250 jüdischen Männern der ostpreußischen Stadt Elbing waren kaum 50, die noch nicht dieses Schicksal ereilt hatte.

Würden sich diese schrecklichen Ereignisse jetzt in Wien wiederholen? Wir waren dessen sicher und entschlossen uns, sofort alle Schritte zur Auswanderung zu unternehmen. Jud', du musst wandern – aber wohin? Jetzt durfte man den Kopf nicht verlieren. Mein Vater dachte an Frankreich oder Italien. Wir hatten einen nahen Verwandten in Amerika. Amerika ... . Sofort schrieben wir an den Bruder meiner Mutter, er möge uns beim Erlangen der Einreisebewilligung nach den USA behilflich sein. Das Wort „Affidavit“ war aufgetaucht. Manche wussten nicht recht, was das war. Ein Land, in das man fahren konnte? Ein Mensch, der imstande war, einem zu helfen? Ach so, das ist die Bürgschaft eines Amerikaners für einen Einwanderungslustigen – Einwanderungstrauringen, besser gesagt. Eine Garantie, dass der Einwanderer nicht dem Staat zur Last fallen würde. Wir hatten also ein Ziel vor Augen und

waren dessen sicher, dass Onkel Wilhelm uns nicht im Stich lassen würde. Er war nicht reich, nicht der „reiche Onkel aus Amerika“. Er hatte zwar ein kleines Häuschen und ein Auto, doch besagte das nicht viel. Er war ein gewöhnlicher Arbeiter, ein Buchbinder in Brooklyn. Wir hatten berechtigte Hoffnung, und das war schon sehr viel.

## **Die Schule beginnt wieder**

Unsere Klasse war zwei Monate vor der Matura. „Matura“ war das Wort, bei dessen Klang fast jeder von uns erblasste. Schon von der ersten Klasse im Gymnasium an hat man dieses Ziel vor Augen. In den ersten Jahren weiß man noch nicht recht, was die Reifeprüfung eigentlich bedeutet, ist man aber einmal in der Fünften angekommen, da sagen die Professoren: „Jetzt heißt es aufpassen, denn der ganze Lehrstoff, den wir von der Fünften bis zur Achten durchnehmen, wird bei der Matura geprüft.“ Die Bleistifte wurden gut gespitzt und man wartete auf das erste Wort des Vortrags wie der Läufer auf den Startschuss.

Aber nur in den ersten paar Tagen passte man gut auf: danach hatte man seine guten Vorsätze bereits vergessen und man schrieb fast gar nichts mehr mit. Einige tun so, als ob sie aufpassen, der Lehrer freut sich, dass er nicht zu den vier bekritzelten Wänden allein spricht. In Wirklichkeit aber denken die, die so tun als ob, an etwas ganz anderes: an das nächste Fußballmatch im Stadion, an das Autorennen in der Krieau, an das Ballfest beim Kadernmann oder das Stelldichein beim Mondenschein. Andere Schüler wieder schreiben während der Erstürmung der Bastille die Vokabeln von Ovids „Vier Zeitaltern“ aus des Nachbarn Heft ab. Die Burschen,

die in der ersten Bank sitzen, haben es gut, denn auf die schaut der Lehrer nicht, sondern nur auf die „unverschämten Schwätzer“ in den letzten Reihen. Also isst man in den ersten Bänken um neun Uhr fünfzehn seine Zehn-Uhr-Jause, damit man dann die große Pause frei hat, um die Mathematikbeispiele abschreiben und sich das goldene Zeitalter übersetzen lassen zu können.

Auf diese Art erklettern nun viele die letzte Sprosse der Leiter und sind in der achten Klasse. Da beginnt es nun ernst zu werden, wenn am ersten Schultag der Klassenleiter seine Moralpredigt hält: „Also dieses Jahr fallen mindestens – ich habe gesagt MINDESTENS – fünfzehn durch. Voriges Jahr waren es zwölf, das war aber eine wesentlich bessere Klasse. Ja, mein lieber Feuerstein, für Sie dürfte das wohl nicht interessant sein, was ich da spreche, wie?“

„O doch, Herr Professor, ich habe alles gut gehört, voriges Jahr waren es zwölf.“

„Wenn SIE die Matura bestehen, dann wird wohl niemand durchfallen.“

„Ich hoffe es, Herr Professor.“

„Geben Sie doch keine frechen Antworten, Sie Faulster aller Faulen.“

Mathematik und Griechisch waren die gefürchteten Gegenstände. Für Oktober, November hatten wir Exponentialgleichungen, Logarithmische Gleichungen, Zinseszins und Rentenrechnungen vorgesehen. Mein Gott, die Hälfte der Klasse konnte noch nicht einmal im Logarithmenbuch nachsehen, aber das konnte man noch erlernen. Wenn wir aber an die Stereometrie dachten, die wir seit der fünften Klasse schon längst verschwitzt hatten, an die Trigonometrie und Analytik, da begann das Herz ängstlich zu

pochen und ganz verzweifelt legte man den Kopf in die beiden tintenbeklecksten Hände und starrte dumm in das kleine Formelbuch, wo das Durcheinander von Zahlen und Buchstaben einem den letzten Rest der Hoffnung nahm. Wenn man sich dann auch diese oder jene Formel eingepägt hatte – niemand konnte sich darunter etwas vorstellen.

In Latein wiederholte man kurz die wichtigsten Regeln der Grammatik, besonders die syntaktischen, und nahm sich vor, von Ovid, Vergil, Livius, Cicero, Sallust und Tacitus einiges zu lesen. Wenn wir an Griechisch dachten, wurde uns direkt übel. Keiner wusste, was da zu machen war.

Das Maturafieber, das wir im September und Oktober hatten, verschwand in den folgenden Monaten fast ganz und tauchte auch nicht mehr auf, denn seit März hatten wir andere Sorgen. Damit man die Veränderung in der Schule nach Hitlers Einzug in Österreich gut bemerkt, werde ich unser Klassenleben kurz schildern. Wir waren zu Anfang des achten Schuljahres gegen 30 Burschen. Die meisten waren achtzehn Jahre alt. Mehrere zählten neunzehn. Es gab aber auch 20- und 21-Jährige. Unser Gymnasium in der Zirkusgasse war als eine sehr strenge Schule bekannt. Besonders war das bis zum Jahre 1935. Später trat ein bedeutender Professo-  
renwechsel ein. Die neuen Lehrer waren meist jüngere Herren, die uns das Leben etwas leichter machten. In den Hauptgegenständen waren die alten geblieben, mit ihren verstaubten Unterrichtsmethoden. Der größte Teil meiner Schulkollegen stammte aus ziemlich unbemittelten Familien, deren Väter gewöhnliche Arbeiter oder kleine Kaufleute waren. Von den 30 zahlten nur drei das volle Schulgeld. Der Fortschritt unserer Klasse wurde immer wieder nur als schwach bezeichnet. Alle Lehrer sagten uns, wir seien die

schlechteste. Das darf man allerdings nicht wörtlich nehmen, da man diesen Satz in allen Klassen hörte. Eines steht aber fest: wir konnten wirklich sehr, sehr wenig. Und man sah in den Pausen oft, dass Schüler der Sechsten uns beim Übersetzen ins Griechische behilflich waren. Es ist allerdings meine feste Überzeugung, dass es die falsche Unterrichtsmethode war, die uns die Lust zum Lernen nahm. Es fehlte das Interesse. Wir empfanden Griechisch als eine ungeheure Qual, das Wort „Ilias“ zerstörte uns jede ruhige Minute und die „Odyssee“ machte uns irre ... .

Die Burschen in meiner Klasse, mit denen ich oft zusammen war, hießen Adi Wasser, Kurt Müller, Ernst Konditor und Robert Brand. Jeder von den vieren war vollkommen anders geartet. Mit allen vier konnte ich mich gut vertragen und mich stundenlang unterhalten, ohne dass ich mich auch nur eine Minute gelangweilt hätte. Brand und Konditor saßen vor mir und Wasser, mit dem ich mich wohl am besten vertrug, war mein Nebenmann.

Adi war ein schöner Knabe, das muss man wohl sagen. Er war der größte Bursch in der Schule und unser Turnprofessor, der 1,90 Meter groß war, sah auf den fast gleich großen Wasser neidig die vier Zentimeter herab, die seinem Schüler noch fehlten, um ihn in seiner Größe zu erreichen, auf die der „Lange“ so stolz war. Kollege Wasser war einer der klügsten, aber trotzdem kein besonders guter Schüler, weil er erst in der siebten Klasse fleißig wurde. Das war schon etwas zu spät. Am Anfang des vorletzten Schuljahres hatte er sich bemüht, von Platos Apologie des Sokrates jedes Wort dem Inhalt und der Form nach zu verstehen. Er lernte täglich ein bis zwei Stunden Griechisch, doch was war der Erfolg? Er bekam

ein Nicht genügend nach dem anderen, weil es ihm unmöglich war, die ganze Lektion ordentlich zu lernen.

Professor Ettel, unser Griechischlehrer, war nicht barmherzig gegenüber Wasser. „Sie müssen die ganze Lektion richtig übersetzen, sonst bekommen Sie ein Nicht genügend.“ Ettel konnte die Grammatik der lateinischen, griechischen und deutschen Sprache „aus dem ff“. Er war nach der Mode des vorigen Jahrhunderts gekleidet. In den Pausen sah man ihn rohe Karotten und Datteln essen. Die Griechischstunde verlief ungefähr so: Sobald die Glocke das Ende der Pause verkündete, stand Ettel schon im Klassenzimmer, um ja keine Minute zu verlieren. In der ersten Viertelstunde wurde geprüft. Ein Wort oder eine Form nicht gewusst – „Setzen, Nicht genügend“. Nachher begann sein Vortrag. Ohne den griechischen Text zu lesen, ratschte er die Übersetzung herunter, ohne irgendeine Erklärung des Inhalts, ohne uns die Form eines Wortes oder die Syntax eines Satzes zu erläutern. Natürlich konnte da niemand mitkommen, und fragte ihn einmal jemand etwas, dann schnatterte er irgendeine Regel herunter. Wenn ihn ein Schüler bat, z.B. die hypothetischen oder Konditionalsätze verständlich zu machen, rollte er zuerst seine Teufelsaugen ein paar Mal hin und her, worauf er dann im 100 km/h Tempo „erklärte“: „Zu einem hypothetischen Satz gehört ein Vordersatz, der die Bedingung enthält und ein Nachsatz, der die aus der Bedingung sich ergebende Folge enthält. Erstens der reale Fall: Die Folgerung wird als wirklich hingestellt, falls die Bedingung eintritt. Ob diese eintritt, wird nicht berücksichtigt. Beispiel: Wenn du willst, kannst du.“ Jetzt passierte die Katastrophe: Neuwirth, der immer zweideutig spricht, sagt: „Ich glaube, er will zwar, aber er kann nicht mehr.“ Ettel läuft zum Klassenbuch und will unseren Antony eintragen, doch die ganze

Klasse brüllt: „Bitte nicht, er hat nicht Sie gemeint, bitte nicht, bitte nicht.“ Er beruhigt sich und führt weiter aus: „Weiters der irrealer Fall oder der Fall der Nichtwirklichkeit, bei dem Bedingung und Folgerung als nicht wirklich hingestellt werden. Dazu gebe ich kein Beispiel, da ich sehe, dass meine Erklärungen euch zum unmoralischen Denken verleiten. Und dann der eventuelle Fall oder der Fall der Erwartung. Die Bedingung ist objektiv möglich, die Folgerung ist sicher. Fünftens der gemischte Fall, wenn der potentielle Hauptsatz beim realen Bedingungssatz steht. Sechstens die hypothetischen Vergleichungssätze und die hypothetischen Konzessivsätze – geben Sie mir ein Beispiel, Neuwirth.“

Neuwirth, der vom irrealen Fall angefangen bis zum hypothetischen Konzessivsatz ununterbrochen gelacht hat, kann natürlich nicht antworten.

„Nun, so werde ich selbst Ihnen ein Beispiel geben: Es lacht der Tor, selbst wenn nichts zu lachen ist. Ja, Neuwirth, das ist ein hypothetischer Konzessivsatz. Sie, in Ihnen steckt ein böses Etwas. Sie sind vom Teufel besessen.“ Ettel aber glaubte wirklich an den Teufel und die Hölle.

Dass man also speziell während der Griechischstunde nicht aufpasste, war verständlich. Was machten die Schüler der achten Klasse während dieser Zeit? Die einen bereiteten Latein vor, die anderen lösten mathematische Maturabeispiele. Eine dritte Gruppe fabrizierte gemeinsam ein Gedicht, den schönen Ettel betreffend, und einer zeichnete nackte Frauen. Rosenthal debattierte per Distance mit Grossdorfer über soziale Probleme der Gegenwart. Neuwirth las, das Buch unter der Bank haltend, Zolas „Nana“. Seine Ohren waren ganz rot. Sein Gesicht machte eine wollüstige

Gebärde, und bei besonders klugen Stellen stieß er seinen Nebemann an und las ihm einige Zeilen vor.

Angeregt durch die Beschäftigung Neuwirths sprachen Konditor, Wasser, Müller und ich über die Liebe. Ernst Konditor betrachtete sich als den Klügsten der Klasse. Er war zweifellos der Gebildetste und zugleich Raffinierteste von uns allen. Er war sich seiner geistigen Überlegenheit gegenüber den meisten vollkommen bewusst, aber nicht nur mit den Schülern ließ er sich auf die verwickeltesten Themen ein, er provozierte auch schwierige Debatten mit Professoren, besonders im Deutsch- und Philosophieunterricht. In der jüdischen Religionsstunde setzte er den Lehrer „Menasse“, wie wir ihn nannten, Schachmatt. Immer wenn er die Hand erhob, um sich zu Wort zu melden, erblasste der Lehrer vor Schreck. Ernst war ein Realist im wahrsten Sinne des Wortes. Sein erbitterter Gegner war der Komponist Adi, der Romantiker, der schöne Jüngling, der 1,86 Meter groß war, mit allen Idealen eines unverdorbenen Verliebten. Ernst, ein Koloss, hatte noch bestimmt nicht geliebt. Er fragte uns, was Liebe sei. Er brachte nach seiner Etymologie das Wort Liebe mit Leib und Lust in Zusammenhang. Er sprach viel von seinen Weibergeschichten, die aber meist von A bis Z erlogen waren. Wir wussten genau, dass er beim Erzählen geistige Onanie betrieb. Oft wurden zwischen ihm und Adi Ohrfeigen gewechselt, wenn Specki (so nannte man Ernst wegen seiner 100 kg) gewagt hatte, die Treue von Adis Freundin zu bezweifeln. „Liebe ist, wenn man mit einem Mädels schläft“, behauptete Ernst, „nichts anderes, zu was anderem taugen sie sowieso nicht. Sprich mir nicht von geistigem Kontakt, Adi. Warum gibst du nicht zu, dass du dich langweilst, wenn du mit ihr sprichst, und dass du mit ihr ausgehst, um sie in der Dunkelheit zu küssen und nicht, um gemeinsam Kunst zu

genießen. Adi, Adi. Für nichts und wieder nichts gibst du täglich für sie Geld aus. Woher nimmst du es eigentlich?" Ich wusste, dass er schon fast alle Schulbücher verkauft hatte, aber nicht nur seine eigenen, sondern auch die seines Bruders. Er verlangte von seinen Eltern Geld für Hefte und Schulsachen und kaufte dafür Bonbonnieren und Blumen. „Wasser“, sagte Konditor, „du bist so wie der Fuchs und die Trauben: Weil du dich nicht traust oder weil sie dich nicht lässt, sagst du, dass das nicht die Hauptsache sei und dass ihr überhaupt zu jung wäret.“ Da holte der schöne Adi zum Schlag aus, doch Specki lachte nur aus vollem Herzen. Das Gespräch wurde für einige Minuten unterbrochen, da der Direktor die Klasse betrat.

„Was heißt jung?“, fragte Konditor, „Schließlich bist du doch achtzehn, siehst wie fünfundzwanzig aus, sie ist siebzehn, meine Großmutter hat in diesem Alter schon zwei Kinder gehabt. Fragst du, wenn du einen mörderischen Hunger hast, ob schon Nachtmahlzeit ist oder naschst du der Mutter aus der Küche was weg?“

„Halt den Mund“, schrie Wasser, dann hörte er auf zu sprechen und begann zu denken. Adi sah mich an und flüsterte mir ein leises „Er ist nicht so blöd, wie er aussieht“ zu. „Er nennt nur das Kind beim Namen.“ „Er spricht so, wie er denkt“, sagte ich.

Kurt war ein ganz fescher Bursch. Auch er sprach viel. „Alles ist Theorie“, sagte Specki. „Grau ist alle Theorie.“ Kurt hatte mit seinen achtzehn Jahren noch kein Mädchen geküsst. Er hat es mir zwar nicht erzählt, doch kannte ich ihn genau. Man hielt uns beide für Freunde, doch waren wir es nie. Wir wohnten nur ganz nahe beisammen und gingen immer gemeinsam zur Schule. Manchmal machten wir bei mir zuhause die Latein- und Griechischübersetzungen. Er war sehr geistreich und gebildet, aber ohne Mitgefühl.